

sondern durch die Erwachsenen; das Kind gibt das Material, die Erwachsenen legen den Sinn in das Material. Später verbindet das Kind selbst mit einem Laute eine bestimmte Vorstellung. Ein kleiner Knabe sah einst eine Ente auf dem Wasser schwimmen und ahmte deren Stimme mit dem Laute „qua“ nach. Fortan benannte er mit „qua“ nicht nur die Ente, sondern alle Vögel und Insekten, dann auch das Wasser und alle Flüssigkeiten. Durch die Nachahmung von Naturlauten haben wir uns die ersten Wortrudimente zu erklären, die das Kind in äusserst erstaunlicher und selbständiger Weise weiter gestaltet, ohne sich um die Sprache seiner Umgebung zu kümmern. Es bildet sich z. B. aus „hoch“ den Komparativ „hoher“, nie höher. Es sagt „gegeht“, „getrinkt“, „geschlafft“, ohne ja diese Bildung je von anderen gehört zu haben. Die ersten Sätze des Kindes bestehen nur aus einem Wort: z. B. „Garten“ bedeutet beim Kinde „ich möchte in den Garten“, „bellt“ = „der Hund bellt“ u. a. m. Die Eigentümlichkeiten, den Accent der Laute, die es umgeben, ahmt das Kind ebenfalls nach. Das Kind kann selbst eine eigene Sprache entwickeln; unter den gegebenen Verhältnissen wird es stets die Muttersprache sein, weil die Umgebung diese spricht. Die Bildung einer eigenen Sprache ist aber möglich, und die Sprache hat sich auch wirklich entwickelt. Gott hat keineswegs den ersten Menschen eine fertige Sprache, sozusagen ein himmlisches Wörterbuch gegeben, sondern die Sprache ist ein freies Werk des freien Menschen, des vernünftigen Menschen. Wundt sagt daher mit Recht: „Das Tier spricht nicht, weil es nichts zu sagen hat, der Mensch aber spricht, weil er etwas zu sagen hat“, und der grosse Sprachforscher Max Müller sagt: „Die Sprache ist der Rubikon, über den kein Tier hinübersteigen kann“, gewiss grossartige Ergebnisse der psychologischen Forschung in einer Zeit, wo man bestrebt ist, die Grenze zwischen Mensch und Tier zu verwischen und gänzlich zu läugnen. — Der Vortrag fand den lebhaften Beifall der zahlreich Versammelten.

## Über die römische Niederlassung bei Haltern an der Lippe.

(Vortrag, gehalten im Westfälischen Provinzial-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Münster i. W. am 28. Jan. 1901  
von Prof. Dr. Friedrich Koeppe.)

Vor Jahresfrist hat an dieser Stelle ein Redner das zu Ende gehende, nun wirklich, auch nach der Rechnung der Mathematiker, zu Ende gegangene Jahrhundert als das Jahrhundert der Ausgrabungen gefeiert.

Mehr als eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts hat unser Münster noch vor Thorschluss sich anzueignen gesucht, und wir sind über die Fortschritte unserer Stadt in den letzten Monaten mehr als uns lieb war gestolpert und hatten fast das Gefühl, mit der Erfüllung unserer Wünsche gestraft zu werden.

Auch an das Jahrhundert der Ausgrabungen hat Münster den Anschluss noch erreicht.

Vor drei Jahren etwa haben wir sozusagen innerhalb der Mauern, beim alten Kreuzthor, eine Ausgrabung gesehen, die für die Geschichte der Stadt wichtige Ergebnisse und für den in wüsten Zeiten arg zusammengeschmolzenen Schatz alter Bildwerke eine bedeutende Bereicherung gebracht hat.

Seit einem Jahre aber haben vor den Thoren der Stadt — wenn die Provinzialhauptstadt diesen Begriff so weit ausdehnen darf — Ausgrabungen begonnen, die die Aufmerksamkeit eines viel weiteren Kreises auf sich ziehen — die Ausgrabungen bei Haltern, auf die der Redner des vorigen Jahres am Schlusse seines Vortrags noch hinweisen konnte.

Die damals erst eben angefangene Arbeit ist inzwischen in zwei, ja drei „Campagnen“ fortgeführt worden, im Frühjahr und im Herbst des vergangenen Jahres und gar mitten im Winter der Jahreswende. Aber die Arbeit ist so gross, dass wir sie immer noch begonnen nennen müssen.

Der Aufforderung des Vereinsvorstandes, hier über die Ergebnisse unserer Arbeit zu berichten, bin ich gern gefolgt, obgleich ich mir aus freien Stücken gerade dieses Thema für einen Vortrag nicht gewählt haben würde.

Das lebhafteste Interesse, das der Ausgrabungsarbeit entgegengebracht wird, — mit Unrecht, wie mir scheint, auf Kosten anderer Zweige der Altertumswissenschaft — dieses Interesse hängt, wenn ich mich nicht täusche, zusammen mit dem heftigen Begehren nach Anschauung, das auf allen Gebieten sich regt und auf dem Gebiet der Kunst durch hundert Unternehmungen allzusehr gereizt und eben deshalb nicht gestillt wird. Wenn dieses Begehren in anziehender Weise befriedigt werden kann, so mag es eine dankbare Aufgabe sein, über Ausgrabungen zu berichten. Aber Haltern ist kein Olympia und kein Pergamon, kein Rom und kein Pompeji. Eine Augenweide könnte ich Ihnen nicht bereiten, wenn ich auch das ganze Museum von Haltern Ihnen vorführen oder die bei der Ausgrabung aufgenommenen Photographien durch das Skioptikon Ihnen vor Augen bringen wollte.

Die ausgegrabenen, inzwischen wieder unter dem Boden verschwundenen Anlagen sind von einer Unscheinbarkeit und meist Undeutlichkeit, bei der die Photographie nur allzuoft versagt, immer aber für den, der die Ausgrabung selbst nicht gesehen hat, ausführlicher Erläuterung bedürfte, und auch die Einzelfunde darf man wohl, abgesehen von ihrer allerdings ansehnlichen Menge, als unscheinbar bezeichnen, ohne den verehrten Direktor des Museums von Haltern zu kränken oder den Scherben unrecht zu thun, die immerhin an ihrem Teile von der Höhe antiker Kunstfertigkeit und von dem Kunstsinne, der auch dem einfachsten Gerät etwas von Kunstwerk verleiht, Zeugnis ablegen.

Ich konnte mich nicht überzeugen, dass die Anschauung, die ich Ihnen hätte bieten können, für die Aufnahme dessen, was ich zu sagen habe, so förderlich sein würde, dass der Vorteil ihrer Vorführung den grossen Nachteil aufgewogen hätte, den es unter allen Umständen hat, wenn die Aufmerksamkeit zwischen Wort und Bild geteilt wird.

Deshalb habe ich auf die Reizmittel, denen die Archäologie nicht am wenigsten die allgemeine Gunst verdankt, verzichtet, obgleich ich vermuten muss, dass mancher unter Ihnen enttäuscht ist, hier nur einen öden Plan ausgestellt zu sehen, und obgleich ein gutes griechisches Sprichwort sagt: *ὀφθαλμοὶ τῶν ὄτων ἀκριβέστεροι μάρτυρες* — „die Augen sind bessere Zeugen als die Ohren.“

Was ich vorzubringen habe, ist das Ergebnis der Ausgrabungsarbeit eines vollen Vierteljahres. Wenn das sich in dem Vortrag einer Stunde bequem zusammenfassen lässt, so ist damit vielleicht schon gesagt, dass die Arbeit nicht gerade kurzweilig war. In der That war ich für meine Person — andere mögen anders denken! — an manchem Tag, nicht nur im Schneegestöber des März oder in der Sonnenglut des August, in Versuchung, auf das übliche: „Nein, wie interessant!“ der freundlichen Besucher zu erwidern: „Interessant, aber langweilig!“ Vor kurzem hat einer unserer namhaften „Scavatori“, der Freiherr Hiller von Gaertringen, in einem über Ausgrabungen in Griechenland zu Rostock gehaltenen Vortrag gesagt: „Wie mancher, der in der Philologie am liebsten nur öde Textkritik und grammatische Interpretation der klassischen Schulautoren sehen möchte, schwärmt von Ausgrabungen und meint, das müsse doch wohl eine herrliche, höchst romantische Thätigkeit sein.“ Wenn solche durch keine Sachkenntnis getrübe Vorstellungen vor der rauhen Wirklichkeit selbst auf der wunderbaren Felseninsel von Thera, mitten im blauen griechischen Meer, wo Hiller von Gaertringen drei Campagnen zugebracht hat, oder auf der stolzen Höhe der Burg von Pergamon, wo ich vor Jahren das Glück hatte, durch Karl Humann in die Ausgrabungsarbeit eingeführt zu werden, oft nicht bestehen können — wie viel weniger unter unserem Himmel! Langweilig ist es wahrhaftig, vom Morgen bis Abend der langsamen Arbeit des Spatens mit den Augen zu folgen und oft Stunden lang, ohne doch sich anderen Gedanken hingeben zu dürfen, eine Thatsache oder ein Thatsächelchen, so zu sagen wie eine Scherbe, in der Hand zu halten, in der Hoffnung, es mit einem anderen Thatsächelchen, das erst noch dem Boden abgewonnen werden muss, einer anderen Scherbe, zusammenpassen zu können, bis es sich zeigt, dass das neue Thatsächelchen zu dem alten doch nicht passt, und vielleicht dass das alte überhaupt nichts wert war.

Aber ich will mich nicht selbst als Berichterstatter bei Ihnen in Misskredit bringen durch eine allzu nüchterne Darstellung der Ausgrabungsthätigkeit!

Mag diese Thätigkeit auch noch so weit hinter dem Idealbild zurückbleiben, das vielleicht auch unter Ihnen manchem vorschwebt — nicht um ihrer selbst willen wird sie getrieben — wenigstens von denen, die sie wissenschaftlich und nicht sportmässig betreiben! — sondern im Dienste und zum Zweck einer wissenschaftlichen Aufgabe, und diese Aufgabe braucht der nicht zu unterschätzen, der der Ausgrabungsarbeit keine Lobrede hält, so wenig wie die hohe Aufgabe, den Text eines grossen Schriftstellers möglichst in seiner ursprünglichen Form herzustellen, der zu verkennen braucht, der das dazu notwendige Vergleichen der Handschriften für eine öde, oft geistlose

Arbeit hält — hier freilich mehr im Einklang mit der allgemeinen Vorstellung!

Für uns war dieses wissenschaftliche Ziel, die erste Niederlassung der Römer in unseren Gegenden nachzuweisen und kennen zu lernen — und dieses Ziel ist wohl einiger Mühe wert.

Seit etwa acht Jahren hat man mit Mitteln des Reiches im Zusammenwirken vieler Arbeitskräfte nach einem einheitlichen Plan den römischen Limes, die Grenzensperre der Römer gegen das freie Germanien, die sich in einer Gesamtlänge von rund 550 Kilometer von der Donau zum Rhein zieht, erforscht, ausgegraben und aufgenommen. Dem unermüdlichen Drängen, vor allen Theodor Mommsens, war es gelungen, die Kräfte des Reiches zu dieser Arbeit in Bewegung zu setzen. Der beste Teil des Erfolgs der Arbeit wird dem Bonner Professor Loeschcke verdankt, dessen Erfahrung auch unserer Ausgrabung zu statten gekommen ist.

„Der Limes, sagte Mommsen in seiner Denkschrift, ist das älteste historische Bauwerk, welches Deutschland besitzt, seine Aufklärung ebenso folgenschwer für die Geschichte des Römerreichs, das nicht bloss an seiner germanischen Grenze sich nach diesem System geschützt hat, wie für die Urgeschichte unseres Vaterlandes.“

Doch dieser Limes ist ein Denkmal zugleich der Grösse Roms und seiner Schwäche. Als Ganzes stammt er aus der Zeit der sinkenden Macht des Reiches, und er hat dieses Reich nicht gerettet vor dem Einbruch der Germanen, nicht retten können, wie er war — wer weiss, ob jemals ein grosser entscheidender Kampf um diese Mauer, um diesen Wall getobt hat?

Aber Jahrzehnte bevor der Kaiser Domitian die erste Strecke dieser Grenzwehr angelegt hat, waren römische Legionen weit über ihre Linie, bis ins Herz Germaniens, vorgedrungen, hatten auf deutschem Boden feste Plätze erbaut, und Roms Legaten schalteten wie Herren unter den Germanen, bis die Katastrophe des Varus furchtbare Klarheit darüber werden liess, wie es mit der Herrschaft über Deutschland bestellt war.

Der grosse Caesar hatte zweimal den Rhein überschritten, aber er hatte sich begnügt, den Germanen Roms Waffengewalt nur zu zeigen. Dann sehen wir mit Staunen Caesars weniger kühnen und sonst so nüchtern denkenden Erben, den ersten Kaiser, Augustus, unvergleichlich weiter ausgreifen. Es scheint eine Zeit lang, als ob die Grenze des Reiches vom Rhein wie von der Donau bis zur Elbe vorgeschoben werden sollte.

Des Kaisers Stiefsöhne, Drusus und Tiberius, sind die Hauptträger dieser Politik. Aber Augustus selbst hatte sie eingeleitet, als er nach der Niederlage des Lollius in Gallien erschien, und der nächste Zweck der Offensive gegen die Germanen war der, den Angriffen auf Gallien, deren einer zu jener Niederlage geführt hatte, endlich ein Ende zu machen. Woher diese Angriffe zumeist kamen, dahin richtete sich der Gegenstoss. Deshalb wurde am Niederrhein, der Lippemündung gegenüber, ein festes Lager errichtet — *Castra Vetera*, das heutige Xanten —, das der Ausgangspunkt wurde für die meisten Feldzüge der folgenden Jahrzehnte.

Mit der Abwehr eines neuen Angriffs der Sigambrer begann Drusus im Jahre 12 v. Chr. Aber noch im selben Jahr fuhr eine Flotte auf neugebahntem Weg vom Rhein in die Nordsee. Die Insel Burchanis (vielleicht Borkum) ward im Sturm erobert, den Brukterern eine siegreiche Schlacht auf der Ems geliefert, und als die Flotte, mit knapper Not freilich, zum Rhein zurückgekehrt war, konnte die ganze Nordseeküste bis zur Wesermündung als erobert gelten.

Die Unterwerfung des Binnenlands sollte folgen. Im Thal der Lippe zog Drusus im nächsten Jahr aufwärts. Sigambrer, Chatten, Cherusker mussten sich beugen; die Chauker wurden wie im Jahre zuvor von der See-seite, so jetzt zu Lande angegriffen. Wieder war der Rückweg nicht ohne Gefahr. Aber aus der Gefahr ward ein Sieg. Das Gewonnene zu sichern, die notwendige Rückkehr zu erleichtern, legte Drusus „beim Zusammenfluss von Lupias und Elison“ ein Kastell an — vielleicht ebenda, wo er bezeugtermassen auf dem Hinweg, und nun vermutlich wieder auf dem Rückweg, die Lippe überschritten hatte. Die Chatten, die zuerst sich ohne Kampf gefügt hatten, mussten im Jahre darauf besiegt werden. Vielleicht ging schon dieser Feldzug des dritten Jahres nicht von Vetera, sondern von Mainz aus. Wahrscheinlich ist das bei dem des vierten Jahres, der, gegen Chatten wieder und Cherusker gerichtet, den Drusus noch über die Weser hinaus, bis zur Elbe geführt haben soll. Auf dem Rückweg fand der Prinz einen frühen Tod. Tiberius eilte herbei, vollendete die Eroberung Germaniens, zweimal hatte er durch mehrere Jahre hier den Oberbefehl, zuerst bis zu seinem Zerwürfnis mit Augustus im Jahre 6 v. Chr., dann wieder nach der Aussöhnung, in den Jahren 4 bis 6 n. Chr. Von der Zwischenzeit erfahren wir wenig: über das, was nicht durch kaiserliche Prinzen geschah, ist die Überlieferung stumm. In jenen Jahren aber drangen die Legionen wieder bis zur Elbe vor, überwinterten einmal, wie es scheint zum ersten Mal, mitten in Germanien. Wie weit man gekommen zu sein wähnte, beweist das Gebahren des Varus. Dann folgt der furchtbare Rückschlag. Wieder musste Tiberius herbei. Aber er stellte die Ehre der römischen Waffen nur notdürftig her, begnügte sich, die Folgen der Niederlage einzudämmen. Augustus hatte jetzt kein Recht mehr, wie er thut, in seinem Rechenschaftsbericht zu sagen: „Germaniam ad ostium Albis fluminis pacavi.“

Erst Germanikus, des Drusus Sohn, sucht, nach des ersten Kaisers Tod, die Scharte auszuwetzen — allzu selbstständig, wie es scheint. Siegreiche aber auch verlustreiche Feldzüge führten den Prinzen wieder tief ins Land hinein, zuerst im Jahre 14 n. Chr. von Vetera aus die Lippe aufwärts gegen Brukterer, Tubanten, Usipeter, das Jahr darauf in doppeltem Angriff, von Mainz und von Vetera aus, gegen Chatten, Marser, Cherusker. Und noch im selben Jahre brachte Germanicus, zwei Feldzugspläne seines Vaters zu einem verbindend, zur See und zu Land ein grosses Heer nach der Ems. Aber verdoppelt waren auch die Gefahren, denen das Heer des Drusus schon mit knapper Not entronnen war, und diesmal kam Caecina dem Schicksal des

Varus nah. Die Verwüstung des Münsterlandes und der Besuch des Schlachtfeldes im Teutoburger Wald waren etwas teuer erkauft.

Die Gefahren der Seefahrt schienen geringer als die des Landwegs, und so brachte der Prinz im nächsten Jahre auf tausend Schiffen sein Heer vom Rhein zur Ems. Aber vorher hatte bereits ein rascher Zug ihn mit sechs Legionen an die Lippe geführt, um „castellum Lupiae flumini adpositum“ — ich will nicht übersetzen, weil ich mich dann für den bestimmten oder den unbestimmten Artikel entscheiden müsste und damit darüber, ob dieses Lippe-Kastell Aliso ist oder nicht! — zu entsetzen. Von da geht's zurück zum Rhein, mit der Flotte nach der Ems, zu Land weiter bis zur Weser, über diese hinaus. In zwei Schlachten, östlich von der Weser geschlagen, wurde den Cheruskern mit Mühe der Sieg entwunden, und die Inschrift des Siegesdenkmals der zweiten Schlacht konnte von: „debellatis inter Rhenum Albimque nationibus“ sprechen. Wieder erwies sich das Meer als der gefährlichste Bundesgenosse der Germanen, doch Germanicus sah auf das Erreichte, nicht auf die Verluste: noch ein Feldzug, und er hatte, wie er meinte, Germanien wieder unterworfen! Aber Tiberius rief ihn ab.

Zum zweiten Male ward der Zustand, den die Varusschlacht herbeigeführt hatte, officiell anerkannt, und dabei blieb es nun: der Rhein blieb in seinem unteren Lauf die Grenze des Römerreiches.

Mommsen hat vermutet, dass zu dieser Bescheidung der kaiserlichen Politik nicht sowohl der Verlust der Legionen des Varus geführt hat, der ein grosses Reich von grossen Plänen nicht hätte abbringen dürfen, sondern die Einsicht, dass ohne Gefährdung der Sicherheit Galliens die Legionen nicht vom Rhein zur Elbe vorgeschoben werden konnten, und dass die Heere des Reichs, die man nicht zu vermehren wagte, zur Besetzung beider Grenzlinien nicht ausreichten.

„Hier tritt, sagt der grosse Historiker, nach der Hochflut des römischen Weltregiments die Ebbe ein.“

Die Wegspuren des Drusus und Tiberius, des Varus und Germanikus sind somit die Spuren einer der grössten Perioden römischer Geschichte; doch sie sind ja vor allem die Spuren der ersten Ruhmesthaten unserer Väter: kein Wunder also, dass man nach ihnen mit Eifer gesucht hat!

Aber hier haben Dilettantismus und Lokalpatriotismus ihre wildesten Orgien gefeiert. Beim Gedanken an die Litteratur der Varusschlacht oder des Kastells Aliso läuft es jedem Kenner eiskalt über den Rücken, und bei manchen Erzeugnissen dieser Litteratur ist man im Zweifel, ob der Verfasser über dem Problem den Verstand verloren hat, oder ob er dem Problem sich zuwandte, weil er ihn bereits verloren hatte. Ja nicht nur auf die intellektuelle Verfassung wirkt die Beschäftigung mit diesen Fragen, wie es scheint, verderblich ein, sondern auch auf die moralische. Verbalinjurien sind ja leider unter Gelehrten und solchen, die es sein wollen, nicht selten; eben deshalb müssen die Injurien wohl arg sein, wenn es, wie hier, bis zu Prozessen kommt.

Wir hoffen, durch die Ausgrabung bei Haltern den ersten festen Punkt gefunden zu haben, von dem zwar der Dilettantismus noch einige Zeit nach allen Richtungen der Windrose seine gewagten Excursionen machen wird, so weit er sich nicht gar durch die Ignorierung der aufgefundenen Thatsachen die volle Freiheit der Bewegung bewahrt, von dem aber auch die Wissenschaft, in langsamer Arbeit freilich, zu weiterreichenden Ergebnissen zu gelangen hofft, so dass in Zukunft einige Gymnasialdirektoren und pensionierte Offiziere gerettet werden und ihren verdienstlichen Bifer anderen Aufgaben zuwenden können, bei denen sie weniger zu Schaden kommen.

Dass wir dahin gekommen sind, so kühne Hoffnungen fassen zu dürfen, das verdanken wir dem Zusammentreffen günstiger Umstände, deren Darlegung mich zur Schilderung der Ausgrabung selbst führen soll.

Die Altertumskommission für Westfalen, die sich vor einigen Jahren nach dem Vorbild der Historischen Kommission, aus unserem Altertumsverein abgezweigt hat, darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, zuerst bei Haltern den Spaten angesetzt zu haben. Aber zu dem, was eine Ausgrabung mit einem Feldzug gemein hat — nicht umsonst spricht man von Ausgrabungscampagnen — gehört auch das, dass zu ihr drei Dinge nötig sind, wie jener Feldherr vom Krieg es sagte: „danari, danari et poi danari“ — „Geld, Geld und nochmals Geld“. Deshalb wäre unsere Kommission, trotz des verständnisvollen und thatkräftigen Entgegenkommens, das ihre Absichten bei den hohen Provinzialbehörden gefunden haben, wohl bald in guten Vorsätzen stecken geblieben, wenn nicht das Kaiserliche Archäologische Institut mit den ihm vom Reich zu solchen Zwecken zur Verfügung gestellten reicheren Mitteln hilfreich eingetreten wäre.

Um dieselbe Zeit, als der Museumsdirektor Dr. Schuchhard aus Hannover, der seine Erfahrung in dankenswertester Weise der Kommission geliehen hatte, auf dem Annaberg bei Haltern zu graben begann, nachdem er im Jahre zuvor zwei weiter aufwärts im Lippethal gelegene angebliche Römerlager, die Bummansburg bei Werne und das Lager bei Dolberg unweit Hamm, ihres Anspruchs beraubt hatte, im Sommer des Jahres 1899, liess der Leiter des Archäologischen Instituts, Herr Professor Conze, Einladungen ergehen zu einer gemeinsamen Bereisung der Lippe zum Zweck der Recognoscierung der Gegend, in der das Institut seine neue Thätigkeit auf deutschem Boden beginnen sollte. Als wir, im August 1899, von Xanten ausziehend, über Dorsten nach Haltern kamen, konnte Schuchhard uns bereits den glücklich wieder aufgefundenen Graben des römischen Lagers auf dem Annaberg zeigen, von dem noch erheblichere Reste vor sechzig Jahren ein zuverlässiger Beobachter, der preussische Major Schmidt, gesehen und beschrieben hatte, die danach durch die fortgesetzte Arbeit der Steinsucher, von denen der Sandboden des Bergs ganz durchwühlt wurde, und durch die Kulturarbeit so vollständig verschwunden waren, dass die Aufsuchung des Grabens zunächst fast als ein aussichtsloses Unternehmen hatte erscheinen müssen.

Aber während hier Einzelfunde, die den römischen Ursprung des Grabens bestätigten, fast ganz fehlten, konnte der um die Altertümer des Umkreises von Haltern hochverdiente Arzt Herr Dr. Alexander Conrads uns, wie vorher schon Schuchhard, auf eine Fundstelle aufmerksam machen, wo der Zufall bei der Anlegung eines Grabens reiche Funde zu Tag gefördert hatte, insbesondere Topfscherben unverkennbar italischer Herkunft und zweifellos Augusteischer Zeit, Scherben der „Terra sigillata“ genannten roten feinen Topfware, deren Fabrikationscentrum in jener frühen Zeit Arretium in Etrurien war, und die das Zeugnis ihres Ursprungs in Form eines Fabrikstempels, der sich im Innern eines jeden Gefäßes findet, zu tragen pflegt. Vereinzelt waren Stücke der gleichen Topfware in früheren Jahren in dieser Gegend, besonders am Abhang des Annabergs, in Berghaltern, gefunden worden und zum Teil ins hiesige Museum gelangt, im allgemeinen aber wenig beachtet worden, während inzwischen in Haltern so zu sagen jedes Kind Terra sigillata kennen gelernt hat, und die Dienstmädchen beim Waschfass sich davon unterhalten sollen. Diese Popularität verdankt die Terra sigillata erst der Fortführung der Ausgrabung, für uns aber genügten die wenigen damals gemachten Funde, um zu erwartungsvoller Untersuchung jener Stelle zu veranlassen, die dann im Oktober neben der Fortsetzung der Arbeit auf dem Annaberg herging. Dort, auf der Höhe, wurde der Zug von Wall und Graben bis auf eine unbedeutende Lücke mit Sicherheit festgestellt, nicht unerheblich anders als er nach der Beschreibung des Majors Schmidt angenommen worden war. Seit dem Oktober des vergangenen Jahres kennen wir, dank Schuchhardts mühseliger Untersuchung, die mitten im Winter noch einmal aufgenommen wurde, zwei Thore des Lagers d. h. die Pfostenlöcher eines hölzernen Thorbaues, aus denen der Entdecker scharfsinnig ein Bild dieser Bauten gewonnen hat. Aber die Einzelfunde blieben auch später überaus spärlich und selbst der Zug des Grabens war an vielen Stellen nur dem geschärften Blick und dem die lose und die gewachsene Erde unterscheidenden Spaten des geübten Arbeiters erkennbar, so dass ein College sich weniger durch die Schnitte, in denen der Graben nach der Aussage der Ausgrabenden gefunden war, als durch die, in denen er vergeblich gesucht war, über die Sicherheit der Beobachtungen beruhigt fühlte. Deutlicher als an Ort und Stelle, wo die Schnitte jetzt nur noch durch weisse Pflöcke kenntlich sind. und auch bequemer — denn der Weg führt dort streckenweise durch Gestrüpp — können Sie die Umfassung des Lagers auf dem Plan verfolgen.

Die Auffindung der Thore, die, wie gesagt, an zwei, vielleicht an drei Stellen geglückt ist, an anderen erwartet werden darf, wird bei der Fortsetzung der Arbeit weiter leiten, einerseits ins Innere des Lagers, andererseits nach aussen auf die Strassen, die einst dieses Lager mit anderen verbinden mochten.

Ein römisches Lager Augusteischer Zeit — daran konnte kein Zweifel sein; das bestätigen auch die Einzelfunde, so dürftig sie waren. Aber diese Dürftigkeit der Funde, die auch nach der Verschleppung früherer, von Schmidt bezeugter Funde auffällig war, konnte zu der Annahme führen, dass dieses Lager nicht lange Zeit besetzt gehalten worden sei.

Und so sehr sich der Annaberg, mit dem die Hohe Mark bis dicht ans Lippeufer vorspringt, einem vom Rhein her im Thal der Lippe aufwärts vordringenden Eroberer zur Besetzung empfahl, ja aufzwang, so wenig entsprach seine zum Fluss verhältnismässig steil abfallende Höhe den Anforderungen, die die Römer an einen Lagerplatz stellten. Einmal besetzt, wird dieser mit den gegenüberliegenden Höhen der Haardt gleichsam ein Thor bildende Berg gewiss niemals aufgegeben worden sein, solange überhaupt ein römisches Heer in dieser Gegend sich hielt, aber für ein stark besetztes, besonders für ein dauerndes Lager mochte eine bequemere Lage aufgesucht worden sein, die insbesondere auch zum Fluss einen leichteren Zugang bot.

Unvergleichlich reicher an Einzelfunden als der Annaberg erwies sich die untere Fundstelle. Sie liegt auf halbem Wege etwa zwischen der Stadt Haltern und dem an den Annaberg gelehnten Dorf Berghaltern, noch zu diesem gehörig, dicht an der Grenze der Gemarkung. Hier erhebt sich das Terrain nordwestlich von der heutigen Landstrasse zu einer fast dem Annaberg gleichkommenden Höhe, während es unterhalb der Strasse sehr bald zu einer feuchten Niederung, streckenweise zuletzt mit steilem Rand, abfällt. Durch die feuchten Wiesen schlängelt sich ein Wasserlauf, der sich bis nahe an den Annaberg heranzieht, um dann mit scharfer Biegung sich der Lippe zuzuwenden. Im Terrain selbst wie bei Betrachtung der Karte wird man nicht bezweifeln, dass in dem kleinen Wasserlauf der Überrest eines einstigen Lippelaufs erhalten ist: hier wie an so vielen Stellen hat der Fluss sein Bett verlegt und fliesst jetzt ungefähr einen halben Kilometer weiter südlich.

Wenig oberhalb der Ausgrabungsstelle springt das bei der Stadt Haltern beginnende hohe Ufer dieser Niederung fast in einem rechten Winkel beinahe bis zur jetzigen Landstrasse zurück, um dann wieder etwas weiter vorzutreten, so dass eine Art Bucht entsteht, die freilich durch Abgraben von Sand zum Zweck der Aufhöhung der sumpfigen Niederung, wie solches von älteren Leuten bezeugt wird, vertieft, vielleicht auch dadurch erst entstanden sein mag. Zu welcher Zeit die Böschung, an der der alte Weg zum Annaberg hinläuft, wirklich das Flussufer war, lässt sich natürlich nicht sagen, aber die Möglichkeit liegt vor, dass gerade zur Römerzeit die Lippe dieses Bett hatte, und die Betrachtung der aufgedeckten Anlagen wird diese Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit, ja zur Gewissheit werden lassen.

Bereits bei der kurzen Ausgrabung im Spätherbst des Jahres 1899 war man auf einen gewaltigen Graben gestossen, wenige Meter nur von der ersten Fundstelle, wo in einem kleinen Eichenwald aufs Geratewohl, da wo die Eichen am besten standen, der Spaten angesetzt worden war. Dieser Graben hatte eine Breite von etwa sieben Meter, und erst in einer Tiefe von über zwei Meter kam man in seiner Mitte auf den gewachsenen Boden.

Diese mächtige Vertiefung war so vollständig ausgefüllt, dass auf der Oberfläche auch nicht die geringste Einsenkung mehr bemerklich war. Die unterste Schicht der Füllung war bewegter und etwas verunreinigter Sand, der aber Kulturreste, so viel man sehen konnte, nicht enthielt. Darauf folgte eine mächtige schwarze Schicht, eine Brandschicht ohne allen Zweifel, in der

sich zwischen Asche und Holzkohle reichlich Topfscherben, auch viele Scherben jener Terra sigillata, und anderes fand. Über dieser Brandschicht lag eine Schicht helleren, nur wenig verunreinigten Sandes, dann folgte wieder eine durch zahllose schwarze Einsprengungen dunkel gefärbte Schicht, die aber sowohl an Reichtum der Funde als an Dunkelheit der Färbung hinter der eigentlichen Brandschicht zurückstand. Diese obere dunkle Schicht ging unmerklich in den Humus über. Unter den Funden waren neben den Terrasigillata-Scherben mit Stempeln — mehrfach war die Fabrik des Ateius, des bekanntesten Fabrikanten der augusteischen Zeit, vertreten — einige Bronzemünzen besonders erwünscht, deren Gepräge gleichfalls in die Zeit des Augustus wies. Zwei Silbermünzen aus dem letzten Jahrhundert der Republik waren bereits an der ersten Fundstelle gefunden worden, eine davon mit ausgezahnem Rand und mit der Darstellung eines von einer Victoria gelenkten Gespannes auf dem Revers, gerade die Art, die nach dem Zeugnis des Tacitus die Germanen aus alter Gewohnheit noch zu seiner Zeit am liebsten nahmen.

Die gewaltigen Abmessungen des Grabens liessen auf eine bedeutende Anlage schliessen, in der man, da ein Kastell an dieser Stelle unwahrscheinlich war, eine zum Kastell auf dem Annaberg gehörige bürgerliche Niederlassung vermuten konnte.

Die Fortsetzung der Ausgrabung im Frühjahr des folgenden Jahres brachte aber eine Anlage zu Tag, deren Kleinheit überraschen und befremden musste. Von drei ansehnlichen Gräben ist ein Raum von nur etwa 170 Quadratmeter Flächeninhalt eingeschlossen. Für einen den Massen der Gräben entsprechenden Wall war im Inneren dieses Dreiecks kein Platz, und auch sonst musste manches sonderbar scheinen, wenn man die Anlage als ein kleines Kastell auffasste, so dass es von den meisten Beteiligten freudig begrüsst wurde, als zu einer anderen Erklärung die zuerst von dem Besitzer des Grundstücks gemachte Beobachtung führte, dass die ganze obere Kulturschicht durchsetzt war von Tausenden und Abertausenden von Weizenkörnern, die, halb verbrannt, doch sehr oft noch für den, der darauf einmal aufmerksam gemacht war, die Struktur des Kornes deutlich erkennen liessen.

Zwischen den Gräben hat, wie wir meinen, ein Getreidespeicher gestanden, und die Gräben hatten den Zweck, diesen weniger vor einem feindlichen Angriff als vor Feuersgefahr zu bewahren, was ihnen freilich, wie der Befund lehrte, nicht gelungen war. Besonders aber sollten sie für das Getreidelager einen trockenen Platz sichern.

Bei dieser Auffassung schien es auch am ersten erklärlich, wenn sich innerhalb des Dreiecks deutliche Spuren menschlicher Wohnungen gar nicht fanden, ausserhalb der Gräben aber, sowohl im Norden als im Westen, Wohnstellen lagen, zum Teil in Form von Gruben, in denen die Kulturreste der Umgebung zusammengeschwemmt waren — in einer einzigen Grube fanden sich einmal nicht weniger als fünf Stempel von Terrasigillatagefässen, während der Bewohner einer anderen Grube, wie scherzweise gesagt wurde, alles ver-

kaufte hatte, was er besass, um sich ein prachtvolles Millefiori-Glas zuzulegen, von dem wir freilich nur ein kleines Stückchen gefunden haben. Über diesen Gruben wird man sich Zelte aus Fellen errichtet denken müssen. Neben ihnen aber war noch der Grundriss eines grösseren Gebäudes erkennbar, da sich die Bettungen seiner verwitterten Fundamentbalken mit ihrer dunkelen Füllung von dem hellen Sand noch deutlich abhoben. Das Gebäude hatte ganz ansehnliche Abmessungen und enthielt eine grössere Anzahl von Räumen, von denen zwei der drei nach Süden gelegenen sich mit einer Pfostenstellung gegen Süden öffneten. Es ist möglich, dass es einer anderen Zeit — innerhalb der römischen Periode, versteht sich — angehört als die Zeltgruben. Mit dem Inneren der dreieckigen Anlage schien das Gebäude, in dem man vielleicht eher ein militärisches Verwaltungsgebäude als eine „Kaserne“, wie wir es der Kürze halber zu nennen pflegten, sehen wird, nicht in unmittelbarer Verbindung zu stehen, da aus dem Dreieck nur ein einziger Ausgang in der Nordostecke nach Osten, also nach der Seite des Feindes hin, führte. Erst die Fortsetzung der Ausgrabung im August lehrte, dass die Speicheranlage einen zweiten Zugang im Südwesten hatte, nah dem unteren Ende des Westgrabens, und von dieser Erdbrücke wand sich, in seinem unteren Teil noch deutlich erkennbar, ein Weg aufwärts, in der Richtung auf die Front der sogenannten Kaserne.

Südlich von dieser Erdbrücke verlor sich die äussere Böschung des Westgrabens, wie auch die des Ostgrabens, in der Niederung. Wir halten es für sicher, dass hier eine Gegenböschung nie vorhanden war. Das ist nur erklärlich, wenn das Wasser der Lippe bis dicht an die Südspitze des Dreiecks herantrat, dann aber auch nur, wenn unsere Anlage nicht ein kleines Kastell war, vergleichbar etwa den auf der Trajanssäule dargestellten Türmen am Donauufer, sondern ein Lagerplatz, der eben vom Wasser aus unmittelbar zugänglich sein sollte. Nur bei solcher Annahme ist insbesondere der am untersten Ende des Westgrabens gelegene Eingang erklärlich. Dieser sollte natürlich nicht die Verbindung mit der höher gelegenen „Kaserne“ herstellen — dann würde man die Erdbrücke weiter oben haben stehen lassen — sondern es war der Zugang vom Wasser aus, bei dem die Kähne wahrscheinlich unmittelbar — an der Erdbrücke selbst, die auf ihrer Südseite, wie auch der untere Teil des Ostgrabens mit Steinen abgeböschet war — anlegen konnten. Von diesem Anlegeplatz führte dann auch der Weg aufwärts, dessen Spuren wir fanden.

Bei dieser Auffassung schliesst sich alles zu einem in sich wahrscheinlichen Bild zusammen, und selbst die sonderbare dreieckige Form verliert alles Befremdliche, weil sie unter allen denkbaren Grundrissformen die ist, bei der unsere Anlage am besten mit dem Wasser in möglichst nahe Verbindung gebracht werden konnte, ohne dass sie den Gefahren ausgesetzt war, die die Nähe des Flusses mit sich brachte, und ohne dass die Trockenheit des Inneren beeinträchtigt wurde.

Dass die Lippe bis in diese Gegend schiffbar war, ist zweifellos. Die Bedeutung unserer Anlage würde sich aber noch steigern und die Aussicht

auf ähnliche Funde lippeaufwärts schwinden, wenn wir annehmen dürften, dass wie im Mittelalter so auch in der Römerzeit ansehnliche Schiffe nicht wohl weiter aufwärts vordringen konnten.

Sie werden sich mit diesem allgemeinen Bild wohl gern begnügen und die Zweifel und Fragen, die noch bleiben, auch wenn über die grossen Züge des Bildes eine Verständigung erzielt ist, neidlos den Archäologen überlassen, die sich darüber die Köpfe zerbrechen müssen, warum im Ostgraben eine ganze Reihe von Pfostenlöchern — durch die dunkle Farbe des mit verwittertem Holz vermischten und auch sonst verunreinigten Sands von dem gewachsenen Boden sich deutlich abhebend — erhalten sind, während im Westgraben und Nordgraben, wo die Grabenwände doch ebensowenig ohne Versteifung haltbar sein konnten, mit Mühe je ein einziges gefunden werden konnte; — die sich überlegen müssen, ob die doppelte Brandschicht, die untere mit den stärkeren Brandresten und die obere mit den Weizenkörnern eine zweifache Zerstörung beweist, oder ob vielmehr, wie ich glaube, die untere Schicht gleich bei dem Brand, zumeist in den Gräben selbst, sich bildete, vornehmlich aus dem Holzwerk der Grabenversteifung (deshalb ist sie auch schwächer im Ostgraben, wo dieses Holzwerk nicht ganz zusammenbrach), während sich die obere Schicht, aus der Umgebung der Gräben und besonders aus dem Inneren des Speichers herabgeschwemmt, allmählich darüber legte, nachdem der Einsturz der Grabenränder eine Schicht fast reinen Sandes, wenigstens in den beiden Gräben, in denen das Holzwerk sich nicht widerstandsfähig erwies, über die untere Brandschicht ergossen hatte. — Sie werden sich auch gern bei der Thatsache beruhigen, dass, wie der Plan zeigt, ein weiter Raum nördlich und besonders östlich von dem Speicher von einer Palissade eingeschlossen war, deren Graben noch deutlich erhalten ist, während die Archäologen wieder sich abquälen müssen mit der Frage, in welchem Verhältnis dieser Palissadengraben zu den grossen Gräben des Speichers steht, in deren einen er mündet, ob er gleichzeitig oder später angelegt ist, ob er offen in den grossen Nordgraben eintrat oder durch diesen und den Westgraben durchgezogen wurde, als beide schon zerstört und halb zugeschwemmt waren. Ihnen kann ferner die Gewissheit genügen, dass die Palissade einen Durchgang gehabt haben muss, und Sie brauchen sich nicht mit der Frage aufzuhalten, ob dieser Durchgang wirklich aufgefunden ist.

Darauf aber muss ich Ihre geneigte Aufmerksamkeit noch für einen Augenblick lenken, dass in dem hohen Uferstrand, mit dem das von der Palissade eingeschlossene Gebiet zu der Flussniederung abfällt, sich mehrere Einschnitte gefunden haben, die nur der Anlage von Landungstrepfen oder Laderampen gedient haben können — hier sind einmal, so viel ich weiss, alle Beurteiler einig — und so die Auffassung des Ganzen als eines Anlege- und Lagerplatzes, und damit wohl auch des Dreiecks als eines Speichers, bestätigen.

Wenn also auch vielleicht die heutige Erscheinung des Terrains uns eine Hafenbucht nur vortäuscht, so kann doch darüber kein Zweifel bestehen, dass wir es hier mit einer einem Hafen entsprechenden Anlage zu thun haben.

Eine solche ist natürlich an dieser Stelle, angelegt von den Römern tief im germanischen Land, nur erklärlich im Zusammenhang und unter dem Schutz eines befestigten Lagers. Dass das Kastell auf dem Annaberg dieses Lager sei, macht die weite Entfernung und besonders die Erwägung, dass dann der Anlegeplatz dem Schutz des Kastells entrückt und gerade nach der feindlichen Seite vorgeschoben wäre, im höchsten Grad unwahrscheinlich.

Schon bei der ersten Recognoscierung aber war unsere Aufmerksamkeit durch eine sehr ergiebige Fundstelle auf die schon erwähnte Höhe gelenkt worden, die nördlich von der beschriebenen Ausgrabung sich erhebt, ein weites Plateau, dessen höchster Punkt bei 69 Meter Meereshöhe nur sechs Meter hinter dem Annaberg zurückbleibt und die Umgebung weithin beherrscht. Diese Höhe ist ein strategischer Punkt auch nach heutigen Begriffen — mehr als man angesichts ihrer geringen Erhebung glauben sollte, solange man sie nicht bestiegen hat — und zugleich für die Anlage eines römischen Lagers wie geschaffen.

Herr Apotheker Meyer in Haltern hat das Verdienst, uns auf Funde römischer Scherben aufmerksam gemacht zu haben, die an dem am nördlichen Rand jener Höhe herlaufenden alten Weseler Weg zuweilen zu Tag treten, sowie auf einen Spitzgraben, der in schnurgerader Richtung mehr als hundert Meter neben dem Weseler Weg hinläuft. Zwar wurde von autoritativer Seite behauptet, dass ein römischer Graben sich unmöglich neunzehnhundert Jahre so könnte erhalten haben, und dass dieser scheinbare Graben nur die verlassene Spur des Weseler Wegs sein könnte, der hier als Hohlweg sich in den Sand gewühlt hat. Aber eine Untersuchung mit dem Spaten, die uns dennoch der Mühe wert schien, stellte bald fest, dass wir es in der That mit einem von Menschenhand gezogenen Spitzgraben zu thun haben, und führte ausserdem zu der überraschenden Entdeckung eines dicht daneben herziehenden zweiten Grabens, aus dessen Zuschwemmung sehr bald ein römisches Schleuderblei von einer für die Augusteische Zeit charakteristischen Form gezogen ward. Mehrere hundert Meter weit wurden die beiden nebeneinander liegenden Gräben, einstweilen nur durch Tastungen, verfolgt, und der römische Ursprung auch des äusseren, auf jener einen Strecke noch offenliegenden, durch die Funde, die auch er da, wo er verschüttet ist, aufwies — wiederum Schleuderbleie und Scherben — erwiesen. Wir haben also den Doppelgraben der Umfassung eines römischen Lagers. Wenn man den Umfang dieses Lagers nach dem Terrain vermutungsweise bestimmt und zugleich die reiche Fundstelle am Westabhang der Höhe, die es einnahm, in Betracht zieht, so erhält man ein Lager von etwa 700 Meter Seitenlänge, und wenn man es abwärts bis zum Lippeufer sich erstrecken lässt, so dass es den ausgegrabenen Landungsplatz eingeschlossen hätte, so würde es eine Fläche von gegen 300 000 Quadratmeter eingeschlossen haben.

Was diese Zahlen bedeuten, erhellt am besten, wenn man hört, dass das Saalburg-Kastell am Limes nur etwa 220 : 150 Meter Seitenlänge, also etwa 33 000 Quadratmeter Flächeninhalt hat, unser Halterner Lager mithin wohl neunmal so gross sein würde.

Zum Schmerz der Bürger von Haltern muss es aber gesagt werden, dass dieses Lager, auch wenn die Fortsetzung der Ausgrabung alle Vermutungen über seinen Umfang bestätigen wird, auch wenn ihm der vornehme Name, der einzige in der Litteratur überlieferte, gesichert werden sollte, doch schwerlich jemals die Saalburg in Schatten stellen wird, dass sicher niemals ein kaiserlicher Wille dieses Kastell wieder erstehen lassen, sicher niemals dem Saalburgfest des vorigen Jahres ein Haltern-Aliso-Fest folgen wird.

Das Lager von Haltern war ein Erdwerk, wie alle Römerlager dieser alten Zeit. Die Gräben sind zugeschwemmt — bis auf jenes eine Stück, dessen Offenbleiben fast ein Wunder zu nennen ist, die Wälle sind eingeebnet: nichts ist geblieben als Spuren im Sand, die mit der gründlichen Untersuchung auch gründlich zerstört sind, die auch da, wo die Gründlichkeit der Ausgrabung ihnen nicht den Garaus macht, wenn die schützende Erde sie nicht wieder überdeckt, von den Regengüssen eines einzigen Jahres völlig verwischt werden würden. Kein einziger Rest von einem steinernen Gebäude ist bis jetzt gefunden worden, und die Aussicht ist nicht allzugross, dass das in Zukunft anders sein wird. Zwei oder drei Ziegelbrocken, die noch als Bruchstücke von Dachziegeln zu erkennen sind, gehören schon zu den *κεμήλια*, den Perlen, unter diesen Funden.

Diese Art der Überreste ist es, die die Ausgrabung und vollends die zeichnerische Aufnahme, die deren Ergebnis festhalten soll, zu den schwierigsten und verantwortungsvollsten macht, die es geben kann — mir wenigstens ist im ganzen Bereich des griechischen und römischen Altertums keine Ausgrabung bekannt, die sich hierin mit der von Haltern vergleichen liesse, deren technische Schwierigkeiten dafür sehr gering sind, so lange man es nicht unternimmt, die Spuren der gefundenen Anlagen bis in den Sumpf der Wiesen zu verfolgen.

Der Zustand aber, in dem der Ausgräber das Ausgegrabene zurücklassen muss, macht für die Stadt Haltern den Verbleib der Funde an Ort und Stelle um so wichtiger, da mit diesen Funden ihr alle Zeugen der Vergangenheit genommen sein würden. Deshalb wurde es dankbar begrüsst, dass die Provinz grossmütig auf die Überführung der Fundstücke nach der Hauptstadt verzichtet hat, und wer jetzt das neu entstandene Museum in Haltern besucht, der wird den Eindruck haben, dass die Bürgerschaft, die die Provinz bei solchem Verzicht für die Erhaltung der Gegenstände fordern muss, hier in vollem Masse geboten ist, so lange wenigstens diese Sammlung sich der ausgezeichneten Fürsorge ihres jetzigen Direktors erfreut. Es ist aber auch zu hoffen, dass die Stadt Haltern sich des *nobile officium*, das ihr übertragen worden ist, bewusst bleibt und für Räume sorgen wird, in denen der von Jahr zu Jahr voraussichtlich wachsende Bestand auch für die Dauer eine würdige und sichere Unterkunft finden wird.

So lange das Museum von Haltern im Bereich der Provinz einzig in seiner Art ist, scheint, mir wenigstens, auch für die wissenschaftliche Benutzung die Wahrung des Zusammenhangs zwischen Funden und Fundort mehr Vorteil als Nachteil zu haben. Wenn freilich an anderen Orten Fund-

stellen römischer Zeit von ähnlichem Reichtum aufgeschlossen werden sollten, so könnte dies Urteil sich ändern. Aber damit hat es vermutlich gute Wege. Zwar haben wir von all den jetzt ausgegrabenen Anlagen vordem keine Ahnung gehabt, und man könnte sagen, dass auch an anderen Orten Ähnliches zu Tage treten könne, wenn dem zufälligen Fund, so wie hier, die systematische, mit reichen Mitteln durchgeführte Untersuchung folgen würde. Das aber darf man, wenn man solchen Vermutungen Raum giebt, nicht vergessen, dass allein Haltern schon vor unseren Ausgrabungen namhafte Funde aufzuweisen hatte, deren Sprache man nur deshalb nicht vernahm, weil sie entweder ohne alle Beobachtung oder doch ohne genügende Beobachtung verzettelt und zerstreut worden waren.

Wenn aber dem Römerlager bei Haltern nach aller Wahrscheinlichkeit, die durch das erwähnte vergebliche Suchen bei Dolberg und in der Bummannsburg, sowie durch das, was vorhin über die Schiffbarkeit der Lippe gesagt ward, verstärkt wird, ein Nebenbuhler nicht so leicht erstehen wird — soll ihm, muss ihm deshalb der einzige Name zufallen, den uns die Überlieferung für ein römisches Kastell an der Lippe nennt: Aliso? — —

„Was ist ein Name? Was uns Rose heisst,

„Wie es auch hiesse, würde lieblich duften!“

Hier gilt das nicht, weder für das allgemeine Interesse noch auch für die Wissenschaft. Es ist sonderbar, wie vielen erst mit dem Namen das Interesse für die Sache aufzudämmern scheint. Zwei Namen spuken in den Köpfen: „der Teutoburger Wald“ und „Aliso“. Eines Tages hörte ich einen auswärtigen Besucher, der einigen durch bunte Mützen als Schüler einer höheren Lehranstalt ausgewiesenen Jungen die Ausgrabung zeigte, ohne meine Hülfe in Anspruch zu nehmen, sagen: „Ob sich das nun als richtig erweist, dass die Schlacht im Teutoburger Wald gar nicht im Teutoburger Wald gewesen ist, sondern hier?“ Er liess vorsichtigerweise diese Frage offen und verriet auch durch die Fragestellung eine Ahnung, dass hier doch der Teutoburger Wald nicht sein könne. Die Knaben aber mussten doch den Ort verlassen mit dem Gefühl der Möglichkeit wenigstens, auf dem Schlachtfeld des Arminius gestanden zu haben, und werden diese Vorstellung wohl weiter tragen. Den meisten Besuchern aber war doch klar, dass nur der andere Name hier in Betracht kommt: Aliso. Und ob dieser vielberufene Name hier endlich zur Ruhe kommen soll, ist nicht nur eine Frage der Lokalforschung, ein Gegenstand der Aufregung für den Lokalpatriotismus. In der That ist es wichtig zu wissen, ob wir in dem aufgefundenen Römerlager den am meisten vorgeschobenen und bedeutendsten festen Platz der Römer haben oder nur ein weiter zurückliegendes beliebiges Kastell; denn ein Drittes halte ich für ausgeschlossen. Aliso bei Haltern zu suchen, ist nicht neu. Vor sieben Jahren ist in einer hier in Münster anonym erschienenen Schrift diese Ansicht vertreten worden, und wir bedauern nur, dass der verehrte Verfasser dieser Schrift nicht in den Ergebnissen unserer Ausgrabung eine erwünschte Bestätigung seiner Annahmen sieht. Bereits fünf Jahre früher hatte, um von älteren Forschern zu schweigen, der verdiente Oberstleutnant Dahm ebenfalls

auf Haltern hingewiesen, und ein Jahr später, 1894, hat der General von Veith von Aliso-Haltern ein Bild gegeben, das freilich mit dem durch die Ausgrabungen gewonnenen in keinem einzigen Punkt übereinstimmt und auch an sich betrachtet ein wahres Ungeheuer ist. Im Anschluss an die Ausgrabungen hat dann Schuchhardt die Zeugnisse über Aliso von neuem erwogen und zu Gunsten von Haltern gedeutet.

Es sind nicht viele; aber ich müsste doch befürchten, Ihre Geduld zu lang in Anspruch zu nehmen, wenn ich sie einzeln Ihnen vorführen wollte. Es genüge zu sagen, dass Haltern zunächst die Bedingung erfüllt, die für die Ansetzung des Kastells Aliso die erste ist, dass hier ein Nebenfluss sich in die Lippe ergießt, der der Elison sein könnte, bei dessen Mündung Drusus, nach Dio Cassius, das Kastell anlegte — ohne dass deshalb das Kastell ganz dicht bei der Mündung gelegen zu haben brauchte; dass ferner das hauptsächlich gegen die Sigambrier gerichtete Kastell nicht wohl sehr viel weiter aufwärts gelegen haben kann, weil es dann diesen Stamm im Rücken gehabt hätte, dass drittens wenig Stellen für den Übergang über die Lippe günstiger liegen und Drusus, nach einer wahrscheinlichen Vermutung, das Kastell da anlegte, wo er den Fluss auf einer Brücke überschritten hatte. Die Geschichte der Belagerung Alisos nach der Varusschlacht beweist, dass es nicht allzuweit vom Rhein entfernt war, und dass es, was sich übrigens von selbst versteht, ein Erdkastell mit Holzwerk war, wie das bei Haltern gefundene. Das „castellum Lupiae flumini adpositum“ aber, das, wie ich jetzt sagen will ohne allen Zweifel mit Aliso gleichzusetzen ist, kann durchaus nicht sehr weit vom Rhein entfernt gelegen haben. Kurz eine Lage hoch oben im Lippethal, bei Paderborn, kann für den, der die Zeugnisse der Schriftsteller unbefangen erwägt, gar nicht in Betracht kommen, und Namensanklänge, wie Liesborn oder Elsen, können daran nichts ändern.

Aber ein durchaus zwingender Beweis gerade für Haltern ist doch noch nicht erbracht und könnte, für den Widerwilligen wenigstens, als erbracht nur gelten, wenn entweder an jeder allenfalls in Betracht kommenden Stelle umfassende Nachgrabungen ein negatives Ergebnis gehabt hätten, oder wenn ein glücklicher Zufall, der nicht wahrscheinlich, aber auch nicht ausgeschlossen ist, uns den Namen in einer Inschrift darböte.

Darüber, ob dann dem Lager auf dem Annaberg oder dem anderen der Name zukommen würde, brauchte man gewiss nicht zu streiten: Wenn das eine von dem anderen abgelöst worden sein sollte, so ging auch der Name von einem zum anderen über; wenn aber beide gleichzeitig besetzt gehalten wurden, so konnten sie bei ihrer nahen Nachbarschaft füglich nur für eine einzige Station gelten und nur einen gemeinsamen Namen führen.

Ich schliesse nicht, um mit Treitschke zu sprechen, „mit dem Brustton der tiefsten Überzeugung“, mit dem die Schriften über Aliso und die Varusschlacht geschrieben zu sein pflegen. Dieser Ton fällt der Wissenschaft schwerer als einem gutgemeinten Dilettantismus.

Ein berühmter Philologe hat das Scherzwort aufgebracht:

„Archaeolog ist wer Genuss hat

An dem was weder Hand noch Fuss hat.“

## XXXVIII

Aber dies Scherzwort hat auch einen ernsten Sinn, und einen Sinn, indem es nicht nur für den Archaeologen gilt. Welcher Archaeologe freute sich nicht der einen erhaltenen Hand, des einen erhaltenen Fusses des Praxitelischen Hermes? Aber die Venus von Milo soll lieber keine Hand haben als dass ihr eine gegeben wird, die sie entstellt! Es ist der Dilettantismus, der nur bei lückenlosen Ergebnissen sich beruhigt — der allen Statuen Hände, Füße, Köpfe geben möchte. Es ist die Wissenschaft, nicht die Archaeologie allein, die auch eines Ergebnisses sich freuen kann, dem noch der letzte Abschluss fehlt, die lieber an dem Torso sich erfreut, als dass sie ihn durch einen fremden Kopf verunstalten möchte. Gerade auf einem Gebiet, auf dem so viel gesündigt worden ist, haben wir doppelten Grund zur Vorsicht und zur Selbstbescheidung, und so hoffe ich, dass, wenn ich es auch nicht wagte, mit dem Zugwort „Aliso“ diesen Vortrag anzukündigen, noch jetzt am Schluss den Namen überzeugungsvoll auszusprechen, Sie doch nicht in dem anderen Sinne jenes Scherzworts urteilen, dass das, was ich Ihnen zu sagen hatte, „weder Hand noch Fuss hat“.



# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst](#)

Jahr/Year: 1900-01

Band/Volume: [29\\_1900-1901](#)

Autor(en)/Author(s): Koepp Friedrich

Artikel/Article: [Über die römische Niederlassung bei Haltern an der Lippe. XXXII-XXXVIII](#)